



I. Kindheit und Jugend.

Der Mensch, welcher kein Latein versteht, gleicht einem, der sich in einer schönen Gegend bei nebligem Wetter befindet; sein Horizont ist äußerst beschränkt: nur das Nächste sieht er deutlich . . . Wer kein Latein versteht, gehört zum Volke, auch wenn er ein großer Virtuose auf der Elektrisiermaschine wäre und das Radikal der Flußspatsäure im Tiegel hätte.

Schopenhauer, Parerga (Über Sprache und Worte).

Ich habe nicht auf die Welt kommen wollen! Ich wußte, daß da schreckliche Sachen entstehen werden, Berge von Mißerfolgen und Schwierigkeiten, gemischt mit den verworrensten Situationen, die ich nicht werde beherrschen können. Ich ahnte es, wie gesagt, und ich wehrte mich, aber es mußte sein. In der Bräunerstraße ereignete sich die Katastrophe meines ersten Geburtstages, meine Kindheit begann. Meine ältesten Erinnerungen an dieselbe sind so düster, daß ich sie lieber übergehen werde. Nach zirka 40 Jahren wurde ich in merkwürdiger Weise an sie gemahnt. Ich besuchte die bekannte Graphologin Adolfine Poppée. Nachdem sie, die mich früher nie gesehen hatte, aus meiner Schrift mir die unglaublichsten Wahrheiten gesagt hatte, warf sie einen Blick auf die Innenfläche meiner Hand und sagte mit verblüffender Sicherheit: „Sie haben Ihre Mutter früh verloren!“

Nach dem Tode meiner Mutter zogen wir zu deren Mutter, zuerst in die Dorotheergasse, dann mit der Großmutter in die Kantgasse. Die Erinnerung an erstere erschöpft sich in der Vorstellung eines herrlichen Weihnachtsabendes, den wir dort feierten und in dem gräßlichen Angstgefühl, das ich davor hatte, das Stiegenhaus zu betreten, weil sich in dasselbe einmal eine Frau

heruntergestürzt hatte. An das Haus in der Kantgasse knüpfen sich viel mehr Erinnerungen. Ich besuchte von dort aus das akademische Gymnasium und die Vorstellung der Professoren Dworak und Konvalina macht mich noch heute erbleichen. Montag habe ich jahrelang die Schule nicht besuchen können, weil ich Sonntag stets solche Portionen Obersschaum verzehrte, daß ich Montag immer krank war. Ich weiß nicht mehr, wieso es kam, aber die siebente und achte Klasse absolvierte ich am Mariahilfer Gymnasium. Auch die Maturitätsprüfung machte ich dort, und zwar so oft, daß mir schon etwas abging, wenn ich einige Wochen lang nicht maturieren durfte. Endlich gelang es aber doch und ich erhielt schließlich ein sehr gutes Reifezeugnis. Während meiner Gymnasialzeit waren die klassischen Sprachen meine Lieblingsgegenstände und ich hatte entschiedenes Talent für Lateinisch und Griechisch, während Mathematik und Physik mir namenlose Schwierigkeiten bereiteten. Und doch habe ich nach Jahren an einer Hochschule eine Prüfung aus höherer Mathematik mit gutem Erfolg abgelegt und zwar an der Bergakademie in Leoben, wovon noch später die Rede sein wird. Meine Vorliebe für die alten Sprachen brachte es mit sich, daß ich mir mit der Zeit eine herrliche Bibliothek in diesem Fache anschaffte, eine Bibliothek, um die mich ein Professor hätte beneiden können, die ich aber gleich nach der Matura um zirka 3 Gulden verkaufte. Später studierte ich auch Italienisch, Türkisch und Spanisch, habe es aber hierin nicht sehr weit gebracht. In der Kantgasse hatte mein Großvater eine nach damaligen Begriffen prächtige Wohnung eingerichtet; jedes Zimmer prangte in einer bestimmten Farbe; mein Vater bewohnte einen riesigen Marmorsaal; es gab ein grünes, ein rosafarbenes, türkisches Zimmer etc. In dem Marmorsaal meines Vaters ging viel vor. Er studierte damals chinesische Literatur (u. a. kaufte er ein großes chinesisch-englisches Wörterbuch in vier Bänden, das er aus Sumatra bezog) und ließ einmal eine ganze Truppe chinesischer Jongleure und Tänzer sich bei uns produzieren. Dann wieder spielten die damals berühmten Harner (die Vorgänger der Schrammel) und die Ausseer Pfeiferbuben dort; und auch der ausgezeichnete Chor des Kantors Goldstein sang hier in Gegenwart von allen aristo-

Rechnitz! Ein lieber, guter, in meiner Erinnerung stets sonniger Ort im Eisenburger Komitat, in dem mein Vater geboren wurde und mein Großvater fürstlich Batthyánscher Pächter war! Ein Ort, an den ich nur mit innigster Wehmut denken kann, denn dort hatten wir ein Haus mit schönen kühlen Zimmern; ein Bräuhaus; einen Garten mit Feigen, Marillen, Dirndeln und Spargeln; eine Jagd, Pferde, den prächtigen Kutscher János, einen Wald mit einer „Hütte“ und einen riesigen Kettenhund Vigyázz!

Sowie dieser Ort heute noch für meinen Vater in seinem 83. Lebensjahr das Ideal seiner Träume bildet, so ist es für mich eine der grausamsten Launen des Schicksales, daß ich dieses Glück als Kind kaum erfassen konnte und daß es mir nicht gegönnt war, als erwachsener Mensch die Segnungen dieses Aufenthaltes zu genießen und zu verstehen! Aber trotzdem bin ich dem Geschick dankbar dafür, daß ich wenigstens als Kind davon nippen durfte, was für mich immer den Höhepunkt des Lebensgenusses bildet: Landleben in meinem Sinn!

Meine Großeltern waren prächtige Gestalten. Die Großmutter war ein Engel an Güte und Sorgfalt und eine wahrhaft vornehme Erscheinung. Meinen Großvater charakterisiere ich am besten durch folgenden seiner Aussprüche: „Zwei Sorten von Menschen hasse ich: einen, der lügt und einen, der ohne Handschuhe kutschiert!“ Er war ein sehr guter Kutscher, hatte immer gute Pferde und holte einmal der Großmutter Gefrorenes aus Güns, dem Scheyischen Stammorte, das zirka 8 Kilometer von Rechnitz entfernt ist, ohne daß es trotz großer Hitze zerflossen ankam. Der Pferdesport war überhaupt bei unseren Ahnen sehr beliebt, wie folgende Episode zeigt. Das Urhaus der Familie Schey steht in der Hühnergasse in Güns; es war für mich ein mystisches Zauberschloß mit seinem riesigen Hof, seinen großen Zimmern und seinen Gängen! Die diesem Haus gegenüberliegende Straßenseite bildete eine lange Gartenmauer, an der gerade gegenüber dem Scheyischen Haustor eine halbkreisförmige Ausbuchtung sichtbar war. Als ich einmal fragte, welchen Zweck diese habe, sagte man mir, mein Urgroßvater Josef Schey habe ein Stück Grund des Gartens gekauft und die

Mauer abgerundet, damit er mit seinem Viererzug bequemer aus- und einfahren könne. Solche Ahnen sind teuer!

An Rechnitz knüpfen sich für mich zahllose Erinnerungen. Einmal entstand bei unserem Nachbar ein großer Brand, den unser Stallbursche gelegt hatte. Weiters nahm ich dort meinen ersten Reitunterricht; mein Großvater setzte mich auf ein Ponny, stellte sich mit einer enormen Peitsche in die Mitte des Hofes und knallte entsetzlich mit ihr: ich wurde vor Angst ohnmächtig (wörtlich wahr) und wurde ins Haus getragen. Mit unseren Ponnys durfte ich auch hie und da kutschieren, was mir das Höchste war, aber das, was für mich das Allerhöchste war, konnte ich nicht erreichen, mit Fred und Fakó durfte ich nicht kutschieren, die waren zu gefährlich für mich. Speziell an Fred erinnere ich mich noch genau: Er war ein Fuchs, ziemlich böseartig, aber prachtvoll schön und war als Wagen- und Reitpferd zu benützen; ewig werde ich ihm dafür dankbar sein, daß er meinen Lehrer einmal abwarf; einen seiner Hufe ließ mein Vater zu einem Briefbeschwerer montieren, den er noch besitzt, und als Fred später nach Wien geschafft wurde, schrieb Graf Wilczek einmal meinem Vater, daß sein Sohn diesem Pferde die schönste Praterfahrt seines Lebens verdanke.

Wenn wir von Rechnitz nach Güns fahren, wozu man beiläufig eine Stunde brauchte, wurden viel größere Vorbereitungen getroffen, als Sven Hedin zur Reise nach Tibet getroffen haben mag. In Güns wohnte eine Schwester meiner Großmutter, die gute, sehr lustige und witzige Tante Leni und die Vorbereitungen begannen damit, daß ein Briefwechsel zwischen den Schwestern über Tag und Stunde unseres Besuches geführt wurde (damals gab es noch keine Eisenbahn, die Post wurde täglich durch einen gewissen Werderits mit Wagen befördert). War endlich der Tag fixiert, dann mußten die Pferde vorher längere Zeit geschont werden. Endlich war der Tag der Expedition angebrochen. Um 7 Uhr früh mußte fortgefahren werden; Eßwaren wurden uns immer mitgegeben und trotz der Hitze Überzieher und Plaids. In Güns wurden die Pferde in den Stall geschafft, gefüttert, viele Stunden lang ausgeruht und endlich traten wir

wieder die Rückfahrt an, mußten jedoch unbedingt vor Sonnenuntergang zu Haus angelangt sein. So reiste man damals, es gab kein Automobil, kein Telephon — aber auch keinen Weltkrieg! —

Ehe ich Abschied nehme von diesem lieben Ort mit seinem herrlichen Schloßgarten, dem sogenannten Ungermarkt, der Donatikapelle, dem „Prater“ und der „Herrengasse“, will ich noch der vielen prächtigen Gestalten Erwähnung tun, an die ich mich noch erinnere: So an den lieben Louis Förster, an Winkler Karl, den Jäger Raffay, den Inspektor Krakowitz, den Pfarrer Gigler, den Zenz Franz, den Bettler Xile und viele andere! — Nach 30 Jahren kam ich einmal wieder nach Rechnitz: Keiner der alten Bekannten lebte und aus dem Garten meiner Großeltern, wo früher mein Großvater jeden Morgen seinen Tschibuk rauchte und Besuche empfing, ist ein Gasthauslokal minderer Sorte geworden.

Ich habe früher meines Lehrers Pokorny gedacht, den Fred abwarf, er spielte eine große Rolle in meinem Jugendleben. Er wohnte bei uns und verbrachte auch viele Sommer mit uns. Ich liebte ihn abgöttisch, ich muß es beinahe krankhaft nennen. Wenn er abends manchmal fortging und es neblig war, stand ich am Fenster, weinend vor Angst, daß ihm ein Unglück zustoßen könnte; dann kam er nach Hause und — prügelte mich. Aber ich verdanke ihm unendlich viel, er war ein guter Lehrer; er selbst studierte Mathematik und Physik und es gelang ihm, mir über die schrecklichen Schwierigkeiten, welche mir diese Gegenstände bereiteten, hinwegzuhelfen. Ich verdanke es ihm, daß ich zwölf Jahre später an einer Hochschule Prüfung aus höherer Mathematik mit Erfolg ablegte. Allerdings hatte ich vorher die Vorlesungen des Professors Spitzer an der Technik gehört, die durch ihre majestätische Klarheit imponierten. Pokorny kam dann durch uns in eine Versicherungsgesellschaft, brachte es dort zu einer guten Stellung und starb vor einigen Jahren. Sein Nachfolger Schottik war viel unbedeutender, er hat mich nur geprügelt und sonst verdanke ich ihm nichts.

Viele Sommer brachten wir in Hietzing zu. Dorthin „reiste“ man damals so wie jetzt nach Ischl oder Karersee. Große

Möbelwagen führten die notwendigen Dinge hinaus, die Wohnung in Wien wurde eingekamphert, als ob man nach Afrika reisen würde, und es begann die Tortur der täglichen Stellwagenfahrten. Zirka zwei Stunden dauerte eine solche Fahrt, denn in der Mariahilferstraße vor dem Gasthaus „Zum goldenen Stern“ hielten die Wagen lange an, die Pferde mußten sich ausruhen und die Kutscher sich stärken. In Hietzing wohnten wir in der Villa Jägers in der Auhofstraße, dann in der Feldmühle, in der Gloriettegasse bei Adelpodinger (heutige Villa Herz), neben der damaligen Villa Szontágh, die für mich ein Märchenschloß war und von der mir Fritz Szontágh einmal erzählte, die Wände eines Zimmers seien mit Bier angestrichen, und ich glaubte es. Damals hatten wir viele Reit- und Wagenpferde, ganze Kavalkaden wurden veranstaltet, zum „Jauner“, zur „Knödelhütte“, diese Orte waren das Stilsferjoch und das Trafoi von heute. Eine große Wichtigkeit wurde dem damals neuen Croquetspiel beigelegt, das ganz ernst gespielt wurde; dabei wurde gestritten und gekämpft, als würde es sich um ernste Dinge handeln und eigene strenge Spielregeln wurden erfunden, um das Spiel besonders schwer zu machen. Man war harmloser und zufriedener als heute. —

